



In Björns Bildern

Als er die Farbspuren auf dem Boden sah, begann er zu fluchen. Der Unfall hatte aus Stiften, Pinseln und Farbtuben ein wenig ästhetisches Durcheinander geformt und das bläulich schimmernde Schwarz, das sich Björn so sorgsam auf seiner Palette zurecht gemischt hatte, war jetzt ein übergroßer Fleck auf Laminat, der uns verächtlich anstarrte.

Björn warf ein in Terpentin getränktes Tuch auf den Boden und ich riss die Fenster auf, um unsere Lungen zu lüften.

“Es hilft nichts”, sagte er zu mir, während er wie verbissen schrubbte, als würde es eben doch noch irgendwie helfen. “Am besten verschwinden wir.”

Wir nahmen mit, wonach wir in der Eile greifen konnten: Pastellfarben, einen Rucksack, eine Handvoll Pinsel, von denen ich nicht sagen konnte, ob Björn sie überhaupt noch benutzte.

Als wir an der Tür waren, hatten sich die Dielen gewölbt. Aus dem dunklen Fleck war ein großes Loch geworden, das die Gegenstände in seiner unmittelbaren Nähe verschluckt hatte. Der Boden unter uns ächzte, als wären wir ein unerträgliches Gewicht.

“Glaubst du, man kann das reparieren?”, fragte ich.

“Keine Ahnung. Vielleicht, wenn man die Dielen herausreißt.”

Er schloss die Tür zu seiner Wohnung ab, und wir verließen das Haus.

“Ich hoffe das Loch wird nicht größer. Stell dir vor, deine ganze Wohnausstattung rutscht da rein.”

Wachsen durch Verschlingen – der Anspruch eines jeden schwarzen Loches, das etwas auf sich hält. Es war übrigens einem angeborenen Mangel an Originalität geschuldet, dass der Farbunfall in Björns Wohnung mich an physikalische Singularitäten in unserem Universums denken ließ.

“Meine Malutensilien”, jammerte Björn.

“Ach komm – die lassen sich ersetzen.”

Ich war, wie unschwer zu erkennen ist, aufrichtig darum bemüht, ihn zu trösten.

“Und wo soll ich malen?”

“Wo willst du schlafen?”

“Bei meiner Mutter kann ich vorübergehend unterkommen.” Er zog die Schultern hoch. “Wohnen, nicht malen.”

“Du kannst bei mir malen.”, sagte ich.

Björn musterte mich ernst.

“Dann gibt es kein Zurück mehr”

Seine Stimme war leise geworden, so leise, dass sie mich glauben lassen wollte, er hätte zu sich selbst gesprochen.

Aber die letzten Worte waren an mich gerichtet gewesen: Als hätte es für mich ein Leben ohne Björns Bilder gegeben, solange wir uns ausschließlich in seiner Wohnung trafen. Björn kannte sich schlecht. Er war omnipräsent.

Ich traf ihn zwei Tage nach meinem ersten und einzigen Selbstmordversuch. Lag es am mangelnden Organisationsvermögen oder an fehlender Durchsetzungskraft, der Versuch war zum Scheitern verurteilt und als er scheiterte, gründlich scheiterte, lebte ich weiter, als hätte es weder Versuch noch Todessehnsucht, die ja unweigerlich dazugehört, je gegeben. Ich aß, badete, schlief und verließ das Haus, um unter Menschen zu kommen.

Auf einer Studentenparty im Wohnheimskeller trank ich Bier aus Pappbechern. Björn saß neben mir, aß Pizza und kritzelte mit einem kleinen schwarzen Stift seltsame Muster auf den dazugehörigen Karton. Eine gemeinsame Freundin, ich will sie Valerie nennen, machte uns miteinander bekannt.

Björns erster Gruß an mich war ein langer und prüfender Blick, den ich mit einem Blinzeln und einer aufreizenden Geste erwiderte, übrigens nicht, weil er mir besonders gefiel. Zu jener Zeit flirtete ich viel und liebte wenig.



In Björns Bildern

Björn mit seiner großen Gabe, das Offensichtliche zu übersehen, schien mein seltsames Gebaren nicht zu bemerken. Er begann auf mich einzureden, und wir führten ein Gespräch, von dem ich dank der Geräuschkulisse um uns herum kaum etwas mitbekam.

Wir verstanden uns auf Anhieb.

Björn war Künstler, oder hielt sich für einen. Wie er das vor sich selbst rechtfertigte, habe ich bis heute nicht verstanden, denn er glaubte ebenso wenig wie ich daran, dass seine Bilder je einer Öffentlichkeit zugänglich sein würden.

Er war ein hysterischer Fanatiker, wenn es um den Glauben an sogenannte innere Zwänge ging. Er hielt nichts vom Ansporn oder von Motivation. Sich selbst nannte er einen Getriebenen, besessen von Ideen, die zu artikulieren er nicht die Kraft, die Worte oder den Willen hatte.

Erst als ich Björn nüchtern noch einmal kennenlernte, stellte ich fest, dass es in seinem Leben keine Oberflächen gab. Die Welt, die er erlebte, war unergründlich. Was er sah, hatte Tiefe und wenn er malte, schuf er Räume.

Diese mir unerklärliche und wie ich glaube einzigartige Gabe fasste er selbst nicht in Worte. Als ich ihn besuchte, reichte er mir ein Bild mit der Aufforderung, ich solle mal rein greifen.

Natürlich tat ich das nicht, denn es wäre eine beherzte und deshalb intime Handlung gewesen. Stattdessen legte ich meine Finger behutsam auf die bemalte Leinwand und sah zu, wie sie langsam zwischen übergroßen Gitarrensaiten im Dunkel des Bildes verschwanden. Erst glaubte ich, warmen Stoff zu ertasten, weichen Stoff, möglicherweise Flanell. Dann dachte ich an das Zwerchfell, an eine Höhle, die ich in mir trug und in der meine Hand nichts verloren hatte. Unwillkürlich zog ich sie wieder aus der Leinwand.

Björn betrachtete mich mit großer Ernsthaftigkeit. Später gestand er mir, er habe in meinem Gesicht nach den Spuren der Fassungslosigkeit gesucht.

Dass er vor allen Menschen ausgerechnet mir sein Geheimnisse offenbarte, und es war ein Geheimnis gewesen, eine nicht in Worte zu fassende Last, beschäftigte mich auf einer tieferen Ebene als die Gabe selbst. Ich vergalt ihm diesen Akt der Zuneigung mit aufrichtigem Staunen und einnehmenden Interesse.

Björn, der mit seiner Fähigkeit aufgewachsen war, hatte Bilder gemalt, ohne sie zu ergründen. Als ich ihn kennenlernte, glaubte er noch, es wären seine eigenen Organe, die da im Dunkeln der Gemälde vegetierten. Ich bescheinigte ihm mangelhafte Kenntnisse der menschlichen Physiologie. Aber nur eine gründliche Computertomographie, die er unter fadenscheinigem Vortäuschen zahlreicher körperlicher Beschwerden erhielt, und die ihm einen Termin in der psychosomatischen Ambulanz bescherte, überzeugte ihn endgültig davon, dass seine Organe sich allesamt in seinem Körper befanden.

Was war es dann, das in Björns Bildern lebte?

Wir legten Gegenstände, in die eine Leinwand, und fischten sie aus einem anderen Gemälde wieder heraus. Kekse, die wir hineinlegten, wurden angebissen, Wasserflaschen geleert.

Also waren all die Räume, die er schuf, miteinander verbunden. Es musste darin ein Leben geben, und dieses Leben war untrennbar mit Björn, mit seiner Gedankenwelt und seinem Erleben verbunden. Er war ein Schöpfer und der Gestalter von Lebensräumen.

Nachdem ich ihm diese für mich einzig mögliche Interpretation des Geschehens unterbreitet hatte, veränderte sich, so er über seine Gemälde sprach, Björns Stimme. Sie wurde weicher und zärtlicher. Die potentiellen Lebewesen nannte er liebevoll seine Gesichter. In neuen Projekten bemühte er sich um Weite, die einer lebenden Existenz gerecht werden konnte. Alles Blau dieser Welt musste auf die Leinwand, die Intensität der Farben musste ausgeschöpft werden. Er glaubte fest daran, dass seine Räume an Tiefe gewannen, wenn sie diese Tiefe nach außen hin suggerierten.

Ich unterbrach die Mühen mit dem Einwand, die Farben wären für seine Gesichter wahrscheinlich nicht wahrnehmbar.

“Wieso nicht?“, fragte Björn und schenkte mir einen selten aufmerksamen Blick.

“Wenn es Licht in deinen Räumen gibt, dann fällt es vermutlich von außen hinein. Aber wir beide sehen genau



In Björns Bildern

die Farbtöne, die du aufträgst. Das hier ist gerade das Rot, das du vorhin gemischt hast, und hier ist dein Orange.”

Björn nahm seine Palette in beide Hände, wie um meine Worte zu überprüfen.

“Ich gehe deshalb davon aus, dass unser Tageslicht von der Oberfläche der Leinwand absorbiert wird und den Raum dahinter gar nicht erreicht. Dann könnten deine Gesichter auch nichts sehen. Und außerdem...”

“Außerdem?”

“... haben sie vielleicht gar nicht die Sinnesorgane, um zu sehen. Oder sie haben kein Bewusstsein, um die Eindrücke zu verarbeiten. Vielleicht sind sie eher wie Pflanzen.”

“Natürlich haben sie ein Bewusstsein”, widersprach Björn mir scharf. “Wie könnte ich sie kreieren, ohne etwas von meinem Bewusstsein in sie hineinzulegen? Der Gedanke ist abstrus, pervers – du hast das nicht durchdacht.”

Er schüttelte den Kopf und widmete sich wieder seinem Bild.

Aber die Vorstellung, dass seine Gesichter, diese in liebevoll gewählten Farbtönen geborenen Wesen, ihr Dasein in lichtlosen Räumen fristeten, beschäftigte ihn, sie quälte ihn geradezu.

Wenn wir auf dem Boden saßen und uns unterhielten, legte er oft seine Hand in ein Bild. Ich ging davon aus, dass er die Oberflächen darin streichelte, oder möglicherweise irgendetwas anderes, das sich seinen Fingern näherte.

“Wir müssen ihnen eine Lampe bringen”, erklärte er schließlich.

“Willst du ein Teelicht hineinlegen? Ein Teelicht in einem Glasbehälter?”

Björn blickte unschlüssig drein.

“Vielleicht verbrennen wir bei dem Versuch die Leinwand. Oder wir brennen sonst etwas nieder, von dem wir nicht wissen, in welchem Zusammenhang es zu den übrigen Räumen und deinem Innenleben steht. Das ist zu gefährlich”, überlegte ich weiter. “Eine Taschenlampe?”

“Besser wäre eine Tischlampe. Ich kann ihnen doch nicht erklären, wie man die Batterien einer Taschenlampe wechselt.”

“Dann brauchst du ein Bild, das groß genug ist, um eine Tischlampe hineinzustellen.”

Mein Blick fuhr über die bemalten Leinwände, die Björn entweder aufgehängt oder neben sein Bett gestellt hatte.

“Ich werde einfach ein weiteres Bild malen.”

Björn war jetzt sehr belebt. Ich lobte seinen Ehrgeiz.

Als ich ihn das nächste Mal besuchte, stand eine Leinwand in seinem Zimmer, die größer war als ich und über einen Meter breit.

“Oh nein.” Ich wusste sofort, was er vorhatte und die wenigen Haare auf meinem Unterarm stellten sich wacker auf, um dieser entsetzlichen Idee mit Haltung zu begegnen.

“Nein, nein, nein. Auf keinen Fall, Björn, das darfst du nicht machen.”

“Überlege doch”, hielt er mir entgegen. “Ich habe sie geschaffen, aber ich kenne sie nicht. Ich weiß selbst nicht, wie meine Räume von innen aussehen. Wie kann ich leben, ohne mehr von ihnen zu wissen? Selbst wenn sie, wie du glaubst, kein Bewusstsein haben – wenn sie nur stumpfe Artefakte meines Denkens sind... und wäre es nicht ein gelungener Zug, ihnen bei unserer ersten Begegnung das Licht zu bringen? Wie Prometheus, der den Menschen das Feuer brachte.”

“Das ist zu gefährlich, viel zu gefährlich. Du weißt so gut wie nichts über deine Gesichter und Prometheus wurde bestraft.”

“Wie soll ich mehr über sie erfahren, wenn ich ihnen nicht begegne? Vielleicht habe ich diese Bilder nur gemalt, um ihnen zu begegnen? Vielleicht ist gerade diese Begegnung der Schlüssel zu meinem Sein?”

Ich beschwor ihn, bettelte und flehte, als würde mein Leben davon abhängen und das völlig zu recht: Als ich nicht mehr dagegen anredete, wussten wir beide, ich würde mit ihm gehen.

Der Farbfleck in Björns Wohnung warf uns um ein paar Stunden zurück. Er konnte uns nicht mehr aufhalten.

Für den zweiten Versuch suchten wir gemeinsam eine Leinwand aus, die Björn bemalte, während ich neben ihm saß, Tee trank und ihm mit hungrigen Augen zusah. Manchmal bat er mich um einen Pinsel oder eine



In Björns Bildern

Farbtube, die ich dann aus seinem Rucksack fischte.

Das Bild – unser Tor in Björns Räume – wurde zu einem dunklen Loch, umgeben von blauen und braunen Tupfern. Als er seine letzten Pinselstriche setzte, hier einen Grauton verstärkte und dort einen Übergang schuf, suchte ich Jacken für uns heraus, packte ein Seil in Björns Rucksack, Proviant und ein Erste-Hilfe-Set, das ich um harmlose Schmerzmittel wie Valium und Dormicum erweiterte.

Als Lampe wählten wir eine Tischleuchte mit ansehnlich geblühtem Lampenschirm und LED-Licht. Außerdem besorgte ich uns ein Verlängerungskabel, das fünfundzwanzig Meter lang war. Wir wollten uns in Björns Welt schon ein bisschen bewegen können, ein bisschen – das meinte etwa fünfundzwanzig Meter und auf keinen Fall weiter.

Björn stellte das fertige Bild direkt neben eine Steckdose, und ich schloss die Tischlampe an. Er nahm den Rucksack, ich sollte die Lampe tragen.

Ich trat beherzt in das Dunkel des Bildes, ich zuerst, des Lichtes wegen. Björn folgte unmittelbar. Der Boden unter uns war weich und blieb fest, der wenigstens – dachte ich – ist tragfähig.

Wir fanden uns in einer übergroßen Mundhöhle wieder, die nur in eine haltlose Tiefe führen konnte; waren umgeben von warmen und feuchten Wänden, die im Licht der Tischlampe rötlich schimmerten.

Nach einem schweren Moment der Stille trat Björn an mir vorbei in die lebhafte Dunkelheit, die vor uns lag.

Ich warf einen Blick hinter mich, auf mein Zimmer und was sich darin befand; das graue Abbild einer sich verflüchtigen Wirklichkeit.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).